



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Archäologische Novellen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Archäologische Novellen.



einmal schlechte Steckenpferde geritten werden sollen, so können sie nicht zu scharf geritten werden — so läßt bei guter Gelegenheit Charles Dickens einen seiner Helden (irren wir nicht, im „David Copperfield“) sagen. Wir sind versucht, uns dies Wort angeichts ganzer neuer Richtungen der jüngsten poetischen Literatur gleichsam als Trost ins Gedächtniß zu rufen. Es haben sich einige Bestrebungen aufgethan, die bestenfalls „schlechte Steckenpferde“ sind, und denen wir Ursache haben, den fleißigsten Gebrauch zu wünschen, damit sie bald abgebraucht erscheinen. Denn Autoren, Verleger und Publicum gleichen zu Zeiten durchaus trotzigem Knaben, denen sich ihr Spielzeug nicht aus den Händen winden läßt, bis es zerbrochen und völlig unscheinbar geworden ist; dann wird es von selbst weggeworfen. Indeß sieht es nicht aus, als ob es schon so weit wäre, und wenn wir neuerdings wieder einen begabten Dichter, wie es Hermann Lingg ohne Zweifel ist, auf dem farbenprangenden, aber dünnen Stecken der archäologischen Erzählung daherreiten und ein wißbegieriges Publicum mit Byzantinischen Novellen*) erfreuen sehen, so fällt uns mit Schrecken bei, wieviele Specialwissenschaften und wie unzählige Specialforschungen ihr Contingent zu dieser poetischen hölzernen Cavallerie noch nicht gestellt haben. Daß wir nächstdem provenzalische und angelsächsische, ostasiatische und malayische, westgotische und vandalische, bulgarische und mongolische Romane und Novellen erhalten werden, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Und an jedesmaligen Auseinandersetzungen und Verkündigungen, wieviele und wie bedeutame Resultate der modernen Wissenschaft in die betreffende poetische Schöpfung aufgenommen worden sind, wird es dann auch nicht fehlen. Eine leise Ahnung, daß mit solcher wissenschaftlichen Grundlage noch keine Poesie gegeben sei, dämmert freilich dem Publicum und der befürwortenden Kritik allmählich auf. Aber zur vollen Ueberzeugung, daß die ganze „Methode“ der archäologischen Epik, dies Betonen des Unwesentlichsten, Nebensächlichsten, dies Bevorzugen des bloßen Materials die poetische Wirkung zerstöre und aufhebe, ist noch weithin.

Der Ausgangspunkt dieser ganzen Richtung ist ein total falscher; an die Stelle der poetischen und poetisch entwicklungsfähigen Idee, die immer nur aus der Seele des Dichters stammen kann, tritt der Voratz, ein Compendium wissenschaftlicher Resultate zu geben. Das mag manchem vornehmer dünken als „bloße belletristische Erfindung und Darstellung,“ thatsächlich ist es ein künstlerischer Rückschritt der schlimmsten Art. Und zumeist liegt der Verirrung doch

*) Byzantinische Novellen von Hermann Lingg. Berlin, Otto Zante, 1881.

nichts andres zu Grunde als eine öde Sucht nach dem Aparten, Nieerhörten, nach der Wirkung des Pikanten, Abenteuerlichen, eine Sucht, die sich nur selten in die echte Poetenschnsucht, aus der Fülle und Tiefe des Erlebnisses und Lebens zu schöpfen, wandeln kann. Und gewinnt etwa die Wissenschaft dabei? Nein, auch diese ist, sammt dem Interesse des Publicums für sie, durch den garstigen Zwitter des archäologischen Romans in höchst beklagenswerther Weise geschädigt worden. Ehe diese Epidemie in Deutschland ausbrach, waren wir auf dem besten Wege zu einer wahrhaft künstlerischen populären Geschichtschreibung, an deren Leistungen die weitesten Kreise der Gebildeten sich erfreuen konnten und schon sich zu erfreuen angingen. Heute verschlingen dieselben Kreise ihre archäologischen Romane, bilden sich dabei ein, gleichzeitig einen künstlerischen Genuß und einen wissenschaftlichen Gewinn zu haben, und haben in Wahrheit — eine Poesie, die keine ist, und eine Wissenschaft, die keine ist. Inzwischen wird der romane-fabricirende Universitätsprofessor von seinen Collegen mit demselben mißbilligenden Seitenblick betrachtet wie der docirende Poet von den ungelehrten Spielteuten; jede von beiden Parteien schiebt ihn der andern zu und lehnt die Gemeinschaft mit ihm ab.

Die moderne archäologische Poesie unterscheidet sich in sehr bestimmten Momenten von manchen frühern Anläufen dieser Art. Als Thomas Chatterton unter dem Namen eines angeblichen Dichters Rowley aus dem 15. Jahrhundert schrieb, als Henry Ireland seine Tragödie „Borthygera“ unter Shakespeares unsterblichem Namen aufführen ließ, als in unsrer eignen Literatur der selige Pfarrer Wilhelm Meinhold seinen Roman „Maria Schmeidler, die Bernsteinheze“ für ein Manuscript des 17. Jahrhunderts ausgab, belebte sie alle der Wunsch, ihre Dichtungen rein als Dichtungen erscheinen zu lassen, sich nur auf das poetische Element derselben zu berufen und ihnen durch ihre archäologischen Bemühungen allenfalls den Reiz alter Literaturwerke zu geben, die vergangnes Leben unbewußt, aber treu spiegeln. Die Vorläufer unsrer modernen archäologischen Erzähler, welche sich auf die wissenschaftliche Seite, auf die Kenntnißfülle und Methode ihrer Bücher berufen, müssen wir unter jenen deutschen Romanschriftstellern des 17. Jahrhunderts suchen, welche durch ihre langathmigen Romane gelehrte Kenntnisse ins große Publicum brachten, in jenem Eberhard Werner Happel von Marburg, der im „Europäischen Toroa“ eine „curieuse Beschreibung aller Königreiche und Staaten in ganz Europa“ in einer „galanten christlich-türkischen Helden- und Liebesgeschichte“ vortrug und in dem Roman „Der insulanische Mandorell“ eine „geographisch-historische und politische Beschreibung aller Inseln“ mit der Helden- und Liebesgeschichte verband, in jenem Joachim Meier von Berleberg, dessen „Durchlauchtige Römerin Lesbia“ „alle Gedichte des Poeten Catullus in einer anmuthigen Liebesgeschichte vorstellte,“ während „Die Römerin Delia“ dieselbe Arbeit für die Gedichte Tibulls unternahm. Gewiß ist die heutige Verarbeitung des wissenschaftlichen Materials ge-

schmackvoller, wie die Kenntnisse gründlicher und solider sind, aber wir sprechen wie Tell: „Ein Jeder wird besteuert nach Vermögen“, und für die feinere Ausführung dieser Dinge sagen wir höchstens „schönen Dank!“, vermögen aber in derselben keine Rechtfertigung von literarischen Bestrebungen zu erblicken, die in allen Hauptfachen nur unerquickliche Resultate haben und haben können.

Wir haben wohl nicht nöthig, hier eine Reihe von Gemeinplätzen über das Verhältniß des producirenden Dichters zur wissenschaftlichen Bildung seiner Zeit und eine andre Reihe über das gute Recht des historischen Romans, Dramas, Gedichts, der historischen Novelle u. s. w. voranzuschicken. Die Furcht, daß eine umfassende wissenschaftliche Bildung den echten Dichter und die Unmittelbarkeit der Production gefährden könne, hegt im Ernste wohl nur noch eine gewisse Art von Schriftstellern, die sich aus schlechten Comödianten in schlechtere Feuilletonisten verwandelt haben. Ein hervorragender Dichter der Gegenwart pflegte in solchem Falle spöttlich zu sagen: „Auch der größte Physiolog zeugt seine Kinder im Traum, wenn er solche zeugen kann“ und drückt damit das wahre Verhältniß aus. Daß der historische Roman unter gewissen Voraussetzungen volles, unmittelbares Leben enthalten, einzelne poetische Intentionen stärker und deutlicher verwirklichen, bestimmte Empfindungen ergreifender und einfacher ausdrücken kann als selbst der im Leben der Gegenwart spielende, bestreiten wir nicht. Aber — auf die Prämissen kommts an! Sind es rein poetische Absichten, welche der Dichter mit seiner Darstellung alten Lebens verbunden hat, oder haben sich ihm — sei es gewollt, sei es unwillkürlich — die wissenschaftlichen und die poetischen Aufgaben vermischt? Im erstern Falle können noch immer die Farben zu dick aufgetragen sein, ist noch immer ein Mißverhältniß zwischen der lebendigen Gestaltung und dem Hilfsapparat (den Decorationen und der Comparserie würde man auf dem Theater sagen) möglich. Und wer wollte leugnen, daß dies Mißverhältniß manchemal selbst bei Dichtern wie Wilibald Alexis und F. B. Scheffel merkbar wird? Nur daß die Totalwirkung über den Mangel im einzelnen hinweghebt. Im andern Falle dagegen vermag auch die wahrhafte Begabung des Autors, die tief oder fein empfundene poetische Einzelheit nicht über die leblose Gesamtanlage hinauszuhelfen. Das Verwerflichste ist wohl der Vorsatz, die poetische Seite einer Darstellung, die sich doch für poetisch giebt, nebensächlich und antheilslos zu behandeln, das Verderblichste jedoch die Täuschung des Dichters, der noch eine völlig poetische Absicht zu haben glaubt, während er der unpoetischen Inszenirung von allerhand Lectüre und der kaum mehr poetischen Reproduction von Situationen und Darstellungsmotiven aus andern historisch gewordenen Autoren verfallen ist.

Die „Byzantinischen Novellen“ Binggs geben einen Aufschluß, wie dergleichen möglich ist. Der Irrthum beginnt bei einer gewissen an sich noch nicht unberechtigten Stimmung des Dichters: beim Ekel an der Gegenwart, bei der geistigen Flucht vor dem umgebenden Leben. Indem sich der Dichter in irgend eine Ver-

gangenheit versenkt, die ihm bewegter, mächtiger, reizvoller erscheint, kann er wahrhaft poetische Resultate aus derselben gewinnen, kann sich aber ebensowohl daran gewöhnen, ihre Neußerlichkeiten, ihre zufälligsten Vorgänge und ihr Costüm ohne weitres für poetisch zu halten. Wie nahe ist nicht Lingg dieser Gefahr schon in seinem großen epischen Gedicht „Die Völkerwanderung“ gekommen! Auf wie vielen Seiten, denen nur ein und das andre kühne Bild ein tiefres Interesse leiht, wird das großangelegte Gedicht zu einer Reimchronik! Ueber wie viele öde und unbelebte Partien der Erzählung, des historischen Referats müssen die klangvollen, stolz dahinaufschendenden Octaven hinweghelfen! Und doch hegte und weckte der Dichter an seinem großen Stoffe ein tiefres und wärmeres Interesse, der Zweifel, ob nicht auch uns eine Völkerwanderung, eine Nacht und Barbarei bevorstehe, „in der bis auf den letzten bleichen Funken die alte Freiheit und Cultur versunken,“ beseelt ihn und wirkt in den mächtigsten und lebendigsten Partien des Gedichts eine ahnungsvolle und elegische Stimmung, ein Gefühl der Theilnahme im Leser. Aber wie schon gegen den Schluß hin dem Dichter die Kraft dieser Belebung des spröden, weitschichtigen, in keine einheitliche Composition zu zwingenden Stoffes versagte, wie sich Lingg auf Wirkungen zu verlassen begann, welche die Vorgänge der Völkerwanderung wohl in einer bestimmten poetischen Auffassung, aber nicht an sich haben konnten, so gewöhnte sich der Autor mehr und mehr daran, den Ueberlieferungen aus den ersten mittelalterlichen Jahrhunderten eine poetische Bedeutung an sich zuzutrauen. Etwas ähnliches mag ihm bei den „Byzantinischen Novellen“ vorgeschwebt haben. Wir wollen nicht von vornherein in Abrede stellen, daß Erzählungen aus Byzanz, so fern und fremd und in gewissem Sinne selbst widrig uns diese ganze oströmische Welt ist, zu poetischer Wirkung erhoben werden könnten. Aber dann müßte der Dichter an Empfindungen und Erlebnisse anknüpfen, die uns vertraut und verständlich sind, müßte an die Stelle der historischen Wahrheit seiner Erzählungen die künstlerische Wahrscheinlichkeit setzen, welche ihr Gesetz immer nur aus unsrer Cultur, unsrer Kunst, nicht aber aus einer vergangnen Kunst empfängt. Statt dessen erzählt Lingg die Byzantinischen Geschichten in einem völlig archaischen Stil, er ahmt in gewissen Theilen seiner Erzählung die byzantinischen Historiker nach und giebt die Begebenheiten mit der eigenthümlichen Kälte und Gleichgiltigkeit jener Schriftsteller wieder, denen das besondre Schicksal im allgemeinen Schicksal des Reichs und des Volks untergegangen ist. Wenn es irgend die Aufgabe lebendiger Poesie sein könnte, den Ton einer vergangnen Kunst zu treffen, so wäre das ein hohes Lob; in Wahrheit ist es ein Tadel. Aus jeder einzelnen dieser Erzählungen spricht an irgend einer Stelle der phantasievolle Dichter, den wir in Lingg ehren, aus dem Ganzen des Buches aber der gefährliche Zug der gegenwärtigen Literatur, sich viel lieber auf das Seltsame, Abenteuerliche und Bunte des Stoffes als auf die innre Theilnahme des Dichters und der Leser zu verlassen.

Die archäologischen Novellisten können, den dilettirenden Wissenstrieb des Publicums noch so hoch in Anschlag gebracht, schon gar nicht mehr hoffen für alle die phantastisch raffinirten Producte, die auf diesem Wege entstehen, einen Kreis zu gewinnen. Diese Moderichtung der Literatur ist eine Art Lotterie geworden, in der die Gewinne beinahe noch schädlicher wirken als die Nieten.



Neue Königskronen an der Donau.



In den letzten Wochen machte der Beherrscher aller Serben wieder einmal eine europäische Tour, wobei er auch der Gast unsers Kaisers war. Das Gerücht brachte die Reise des Fürsten mit dessen Wunsche in Verbindung, zu königlichem Range befördert zu werden, und das Gerücht scheint auf Wahrheit zu beruhen. Fürst Milan Obrenowitsch der Vierte scheint mit seinen Besuchen an den drei Kaiserhöfen von Oesterreich, Deutschland und Rußland in der That den Zweck verfolgt zu haben, persönlich zu sondiren, wie man dort über eine Selbsterhebung des Fürsten zum Könige urtheilen und ob man die Rangerhöhung anerkennen würde. Schon spricht man davon, daß dieser Schritt am 13. Juli, dem dritten Jahrestage der Erklärung Serbiens zu einem souveränen Staate, gethan werden soll; denn der Fürst hat diesmal allen Berichten nach gute Aussichten.

Wir geben zunächst ein paar biographische Notizen über den Candidaten. Fürst Milan ist der zweitjüngste Souverän in der Reihe der gekrönten Häupter Europas. Nur der König von Spanien übertrifft ihn an Jugend; denn dieser zählt erst 23, der Hospodar der Serben dagegen 27 Jahre. Indes „regiert“ letzterer schon länger als vierzehn andre europäische Potentaten, da er bereits am 2. Juli 1868, wenn auch unter Vormundschaft, den Fürstenstuhl bestieg. Er ist der Sohn des Fürsten Milosch und der Fürstin Maria. Sein Vater wurde am 10. Juni 1868 im Parte von Toptschidere von Meuchelmördern, welche die Partei der rivalisirenden Nachkommen des „schwarzen Georg“ gegen ihn entsandt, erschossen, seine Mutter war später die Geliebte des rumänischen Fürsten Cuşa. Seine Erziehung erhielt der junge Prinz in Paris. Am 22. August 1872 für großjährig erklärt, vermählte er sich im October 1875 mit Natalia Reschto, der Tochter eines russischen Obersten, die ihm im August des nächsten Jahres den Prinzen Alexander gebar.